

(Nachdruck verboten.)

19) Das Gemeindekind.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Er begann sogleich seines Amtes zu walten und die Vorerhebungen einzuleiten. Der ganze Mann war nur eine Drohung, wenn er das Wort an den Angeklagten richtete, und doch fühlte sich dieser seit der Anwesenheit des Gendarmen ruhiger und sicherer; er glaubte, einen Stein im Brett bei Kohautek zu haben, seitdem er einmal wegen eines Geflügel-diebstahls von ihm verdächtigt und später unschuldig befunden worden. Der Gendarm stellte an Pabel ungefähr dieselben Fragen, die man schon an ihn gestellt hatte, erhielt dieselben Antworten und gelangte endlich auch zu dem dunklen Punkt in der Sache, zu der Provenienz des corpus delicti, des Flascherls. Ueber die Provenienz dieses corpus, dieses Flascherls, mußte der Bub eine Aussage machen, er mußte! Kohautek vermaß sich, ihn gleich dazu zu bringen, fragte, ermunterte, warnte vor der Gefahr, in die Pabel sich durch sein eigensinniges Schweigen versetzte. Alles umsonst. Der Bub blinzelte ihm fast vertraulich zu und blieb taub für seine Ermahnungen wie für die des Geistlichen und für das flehende Beschwören Habrechts, blieb unempfindlich für die Beschimpfungen Peters und seiner Gesinnungsgenossen.

Zulezt verstummte er völlig, und die Bauern sahen darin den deutlichsten Beweis seines Schuldbewußtseins. Peter ipie vor ihm aus:

„Er geht ins Kriminal! Er hat meinen Vater vergiftet.“

„Mit Kamillengeist,“ sagte der Doktor, nahm das Fläschchen aus seiner Tasche und hielt es dem Besonnensten aus der Gesellschaft, dem Schmied Anton, unter die Nase:

Der roch daran, zog die Nefeln in die Höhe und sprach:

„Ja, ja — nach Kamillen riechts — aber . . .“

„Nun? — Aber?“

„Aber was es ist, weiß man nicht.“

Der Lehrer, an dem alles bebte, und der fortwährend vor sich himmurmelte: „Vernünftig, vernünftig, haltet Ruhe, meine Nerven,“ versetzte nun: „Was meint Ihr, Ihr Leute, wenn das Gift wäre, würde ich davon trinken? Seht her, ich trinke!“ Er erbat sich das Fläschchen vom Doktor und tat einen Schluck daraus: „Nun seht, ich habe getrunken und befinde mich wohl und werde mich morgen auch noch wohl befinden.“

Ein wenig stutzten die Bauern, sahen den Schulmeister scheel an, traten näher zusammen und wisperten miteinander. „Was meint Ihr? was sagt Ihr?“ fragte Habrecht.

Barosch seufzte, schüttelte den Kopf, verzog den breiten schmunzelnden Mund: „Ja,“ brachte er endlich hervor, „ja, das ist keine Kunst — jetzt ist freilich nichts Giftiges mehr drin.“

„Wie so? es ist dasselbe Fläschchen, und was früher drin war, ist noch drin, das heißt ein bißchen weniger.“

„Ja, das Giftige, das war schon weggetrunken, das hat der Bürgermeister beim ersten Zug bekommen . . . Das Giftige ist das Leichtere und schwimmt oben.“

„Schwimmt oben!“ wettete Peter, und der Schullehrer sprang mehrmals empor vor Zorn und Entrüstung.

„Sie hören, Sie hören!“ rief er dem Pfarrer zu. Der Geistliche behielt immer seine leidende Miene und seinen Gleichmut und erwiderte die Anrufung Habrechts nur mit einer bedauernden Gebärde. Der Gendarm stand unbeweglich und strahlte knirschend Hitze aus; der Doktor hingegen verlor die Geduld. Er, dem man nachsagte, daß er mit seinen Worten so sparsam sei, als ob ihn jedes einen Guldenzettel koste, brach in eine Rede aus:

„O, Du nie überwundene, ewig triumphierende Dummheit! . . . Das Giftige ist das Leichtere und schwimmt oben. Da haben wirs, da wissen wirs, bleiben wir nur gleich dabei, eines besseren überzeugen kann uns ohnehin keine Macht der Welt. Und wenn der Allweise selbst vom Himmel herunterstiege und sich aufs Beweisen und Widerlegen einlassen wollte, er hätte den Weg umsonst gemacht.“

Die Bauern hörten diese Anklage an, ohne recht zu wissen, was sie daraus machen sollten; aber mit steigendem Ent-

zücken hatte Pabel ihr gelauscht. Der Doktor staunte über das Verständnis, das ihm sieghaft und womnevoll aus den Fesseln auf ihn gerichteten Augen des Jungen entgegenleuchtete. Dieser hatte zum ersten Mal in seinem Leben den Kopf stolz und gerade emporgehoben, sog jedes Wort des Doktors wie eine köstliche Labe förmlich in sich hinein, und schlug, als das letzte gesprochen war, ein wildes, herausforderndes Gelächter auf.

Da brach die Empörung über ihn los. Kohautek vermochte im ersten Augenblick nichts zu seinem Schutze; trotz verzweifelter Gegenwehr wurde Pabel niedergeworfen, mißhandelt, mit Füßen getreten. Der Gendarm mußte seine ganze Autorität, und Anton, der sich ihm zur Seite stellte, die ganze Kraft seiner Fäuste anbieten, um den Jungen den Ausbrüchen der sinnlosen Wut seiner unbefugten Richter zu entreißen. Eine rasche, kurze Beratung mit dem Geistlichen, dem Lehrer und dem Doktor, und Kohautek beschloß, Pabel mitzunehmen aufs Gericht.

„Ich tu's nicht,“ rief er, „weil ich ihn für schuldig halte; ich tu's, weil Ihr Besten seid, vor denen ich ihn in Sicherheit bringen will. Spann einer ein.“

„Ich,“ schrie Peter, „ich führ ihn,“ und war mit einem Sprung aus dem Zimmer.

Der Geistliche warf einen Blick durch das Fenster. Vor dem Hause hatten sich Gruppen gebildet, die dem Lärm, den auf die StraÙe herunterdrang, horchten und einzelne Worte, die zu unterscheiden ihnen möglich gewesen, in großer Aufregung nachsprachen.

Die Bewegung stieg aufs Höchste, als Peter mit seinem Wägelchen gefahren kam, und der Gendarm mit Pabel und dem Lehrer, der den Jungen auf seinem schweren Gange nicht verlassen wollte, in der Tür des Doktorhauses sichtbar wurden. Habrecht stieg zu Peter auf den vorderen Sitz, auf dem rückwärtigen nahm der Gendarm neben dem Delinquenten Platz. Flüche, drohende Mienen und Gebärden begleiteten das davonrollende Gefährt. Peter lenkte es so langsam durchs Dorf, daß die sämtliche Straßenjugend Zeit hatte, sich ihm anzuschließen und ihm das Geleite zu geben. Sie tat es unter Jubeln und Jauchzen: „Da fährt er,“ schrie eine Stimme aus der Rote; „da fährt er,“ schallte es im Chor.

„Wohin fahrt?“ rief ein kleiner, verwachsener Frau, und ein bißhübsches Häuslerkind, ein blauäugiges Mädchen, eines der lustigsten in der verwegenen Bande, an deren Spitze Pabel einst auf Holzdiebstahl in den Wald gezogen war, lachte zu ihm hinauf:

„Fahrt zum Vater oder zur Mutter?“

Die ausgegebene Parole piff in unzähligen Wiederholungen durch die Luft, immer ärger wurde das Treiben, und endlich hieb Peter auf Befehl des Gendarmen mit der Peitsche in die vor Schadenfreude und Lust am Quälen berauschte Schar. Sie schien sich zu verlaufen, schlug aber nur einen kürzeren Weg ein und faßte Posto hinter einer Johannesstatue, die zwischen Bäumen am Ende des Dorfes stand. Als das Wäglein dort ankam, wurde es mit lautem Gallo und einem Hagel von Erdklumpen und Steinen empfangen. Kohautek flüchte, Peter trieb die Pferde an, Habrecht zog den Rock über die Ohren, Pabel saß regungslos. Erst als das Gefährt auch seinen ausdauerndsten Verfolgern entronnen war, bückte er sich und warf die Steine, die in den Wagen gefallen waren, ruhig hinaus; alle, bis auf den letzten, den kleinsten, den betrachtete er aufmerksam und nachdenklich und steckte ihn dann in die Tasche.

„Was willst Du mit dem Steine?“ fragte der Gendarm.

„Wenn ich mir einmal ein Haus baue — und ich bau mir eins“ — lautete die Antwort, „leg ich den Stein unter den Nagel der Tür, damit ich mich erinnern muß bei jedem Ein- und Ausgehen, wie die Leute mit mir gewesen sind.“

Eine Stunde später war man am Bestimmungsort angelangt. Der Bezirksrichter ließ Pabel vor sich führen und schien eher geneigt, an seine Schuld als an seine Unschuld zu glauben; „denn“, pflegte er zu sagen, „was mich betrifft, ich denke von dem Menschen nicht das Schlechte, sondern das Allerniederträchtigste.“

Die Gerechtigkeit nahm ihren Lauf, die Obduktion der Leiche des Bürgermeisters wurde angeordnet. In Abwesen-

Heit des Gerichtschemikers nahm sein Stellvertreter, ein sehr zuberächtlicher junger Mann, die Analysen in höchst eleganter Weise vor und konstatierte schlankweg die Anwesenheit von Gift im Magen und in den Eingeweiden des Toten. Da gab es für Pabel eine Reihe böser Tage, doch blieb er standhaft und benahm sich vor dem offiziellen Richter genau so, wie er sich beim Verhör daheim im Dorfe benommen hatte. Seine Leiden nahmen ein Ende bei der Rückkehr des Gerichtschemikers, der die Arbeiten seines grünen Rivalen einer Prüfung unterzog, ihre Mangelhaftigkeit dartat und im Einverständnis mit dem Amtschirurgen dem Kreisphysikus unwiderleglich bewies, der Bürgermeister sei nicht an Gift, sondern an seiner Krankheit gestorben.

Fast unmittelbar darauf erfolgte Pabels Freisprechung und seine Entlassung aus der Haft. Peter, sein Hauptankläger, wurde in die Kosten verurteilt.

Am letzten Sonntag, den Pabel in der Untersuchungshaft zubrachte, hatte Habrecht die Erlaubnis erhalten, ihn zu besuchen. Der Lehrer war tief bewegt beim Wiedersehen.

„Zwei Monate im Arrest!“ rief er aus, „so weit hast Du's gebracht, Du Feind Deiner selbst. Pabel, Pabel! viel Böses haben die Menschen Dir schon getan, aber keiner von ihnen so viel wie Du Dir selbst.“ Er fragte ihn, was er denke in den langen einsamen Tagen und Nächten.

„Nicht viel; in der Nacht schlaf ich und bei Tag arbeit ich, sie haben mir Werkzeug geliehen,“ erwiderte Pabel und holte unter seinem Bett das Modell eines Hauses hervor. Sein zukünftiges Wohnhaus, das er im Kleinen äußerst genau hergestellt, mit Fenstern und Tür und strohgedecktem Dache. Ein merkwürdiger Kontrast, der Bursche mit den groben Händen und diese zierliche Arbeit. Er hatte das für seine Schwester Milada gemacht und hat Habrecht, es mitzunehmen und ihr zu schicken; bat den Lehrer auch, ihr zu schreiben, seine Schwester solle wissen, daß er unschuldig sei. Habrecht versprach es zu tun, verschwieg aber, daß er zwei umfangliche Briefe an die Frau Oberin gerichtet hatte, in denen die Sachlage gewissenhaft und mit ehrlicher Breite dargelegt wurde, und Pabel so rein erschien wie ein Osterlammchen aus Zucker. Beide Sendschreiben waren in Form und Inhalt Muster von jener Höflichkeit, die sich nie genug tut, weil sie einem unbillbaren Herzensbedürfnisse entspringt. Leider jedoch hatte sie zur Nachahmung nicht angespornt: Habrechts Briefe waren unbeantwortet geblieben.

Es war gegen Ende Januar, der Tag mild, der Schnee begann zu schmelzen, schmale, braune Bäche flossen die Abhänge herab. Trübselig schielte die Sonne durchs weißliche Gewölk, die entlaubten Bäume an der Straße warfen bleiche Schatten auf den sumpftartig schimmernden Feldweg, an dessen Rand Pabel dem Dorfe zuschritt.

In seiner Haft hatte er oft gemeint, wenn er nur wieder ins Freie kommt, an die Luft, wenn er sich nur wieder regen darf, dann wird alles gut. Nun war er frei, wanderte heim, aber gut wollte es nicht werden. So öde, so kahl, so freudlos wie die Landschaft in ihrer winterlichen Armut, lag die Zukunft vor ihm.

Sein erster Gang im Orte war der zur Hütte des Hirten. Von dem Herd im Flur hatte man den Kram, der ihn früher bedeckte, abgeräumt. Binska kniete am Boden und schürte das Feuer, das hell und lustig brannte. Schweigend, ohne sie anzusehen, schritt Pabel an ihr vorbei, geraden Weges in die Stube. Virgil und sein Weib schrien auf, als er vor ihnen erschien; die Alte bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze, der Greis hielt dem Eintretenden, wie ein Beschwörer dem Satan, den Rosenkranz entgegen und zitterte dabei am ganzen Leibe; Pabel aber kreuzte die Arme und sprach:

„Spizhub, Spizhubin, ich bin wieder da, und eine Schrift darüber, daß mir das Gericht nichts tun darf, hab ich in der Tasche. Daß Ihr mich jetzt in Ruh beim Lehrer laßt, das rat ich Euch, sonst gehts Euch schlecht. Angewachsen ist mir die Zunge nicht. — Das hab ich Euch sagen wollen,“ schloß er, wendete sich und ging.

Sie blickten ihm betroffen nach. Der hatte sich verändert in den zwei Monaten! . . . Als ein Bub war er fortgegangen, als ein Bursche kam er heim; gewachsen war er und dabei nicht schmaler geworden.

[Fortsetzung folgt.]

Der Schutzpatron.

Ein Scherzo von S. Bruno Ganzle.

Sonnenheiß wand sich der schmale, graue Weg von Napallo nach Albino empor, an verküppelten Delbäumen vorbei, an breiten Kastanien und buschigem Lorbeer. In blendender Bläue spannte sich der Himmel über der Erde aus, und das brennende Licht der Sonne ergoß sich über das schweigende Land, sog alle Wasserlein auf wie ein trockener Schwamm, glühte auf den Strahlen und Wegen, lodte die Weinbeeren und reifte wie im Treibhaus Zitrona und Orange.

Still und verödet war der Weg. Jetzt erhob sich dort, wo er die erste Beuge machte, eine Wolke von feinem Staub, und diese Wolke wuchs, dehnte sich und ward zu einer grauen Schlange, die langsam den Weg nach Albino heraufkroch. Unter dem breiten Schattendach einer Kastanie schwand die Schlange, und aus dem letzten Staubwirbel streckten sich unter das Blättergrün zwei Männer und ein Hund, ein kleiner schwarzer Pudel, in dessen kurzes, krauses Haar die Staubkörnchen sich so dicht gesetzt hatten, als sei auf ihm ein Mehlbad ausgeklopft worden. Die Männer räkelten sich in den tiefsten Schatten hinein, der Pudel legte den Kopf auf die Pfoten, schloß die träuben, braunen Augen, die die verstaubten Haarzotten fast verdeckten, streckte die Zunge durch die Zähne und fiel in Schlaf. „Ein kluges Vieh, der Nummo! — Schläfi!“ sagte Frizzi. Nuto nickte.

„Schlafen ist jetzt das beste,“ Frizzi legte die Hand unter dem Kopf. „Wenn nur die verfluchte Hitze nicht wärel! Hast Du noch was zum Trinken?“

Nuto reichte ihm die kleine Korbf flasche. Befähig setzte sie Frizzi an den Mund und ließ den roten Landwein gluckend den Hals hinab laufen. Er hätte nicht eher ein Ende gefunden, als bis er den letzten Tropfen genossen, doch Nuto riß ihm die Flasche von den Lippen: „Halbpart heiß's, und ich bin auch noch da.“ Er trank den Rest.

Frizzi lachte: „Halbpart! Schöner Halbpart, wenn nichts zu teilen ist. Die Stunde!“ Er drohte mit der Faust nach Napallo. „Weggejagt mit Schlägen haben sie uns! Die Pest über sie!“

„Frizzi!“ jagte Nuto vorwurfsvoll und bekreuzigte sich, doch Frizzi schrie noch einmal: „Die Pest über sie!“ Dann fragte er grollend, und sein feistes Gesicht rötete sich vor Zorn: „Rann man sich jetzt ehrlich durch Betteln nähren, Nuto? Ueberall nur Schimpf, Spott, Schläge statt Quattrini. Ich das ein Leben? Hat die Pest ihre Herzen weicher gemacht? Gott soll sie strafen!“ Er schüttelte seine dicke Faust.

„Das Fluchen hilft nichts!“ sagte Nuto. „Natürlich hilft's nichts, aber das Herz macht's frei wie Asti und Verdiso.“ Er schmalzte. „Wer jetzt ein Fiasco Asti hätte!“

„Wenn wir überhaupt nur Wein hätten!“ sagte Nuto und klopfte auf die leere Korbf flasche.

„Die Zeiten werden immer schlechter und die Herzen immer härter, trotz der Pest, die Gott als Strafe der Sünder gesandt hat. Zwei Quattrini in ganz Napallo!“ Frizzi grub zwei abgegriffene Münzen aus der Tasche und warf sie in den Sand. „Den einen aus gutem Herzen, den anderen als Lohn für ein Mittel gegen Gliederreißer — das nichts hilft.“ Er zuckte die Achseln. „Wir zwei zusammen haben kein Glück, wollen uns trennen, Nuto, und in vier Tagen treffen wir uns und teilen. Halbpart, hörst Du? Und ehrlich!“

Nuto nickte und strich dem schlafenden Pudel über den Rücken. „Wieviel Quattrini hast Du?“ fragte Frizzi. Nuto warf drei zu denen Frizzis. „Sind das alle?“ sagte Frizzi lauernd.

„Alle aus Napallo,“ erklärte Nuto. „Und sonst?“ Frizzi setzte sich aufrecht und streckte seine Hand gierig Nuto entgegen. Der nestelte ein Beutelchen unter dem fettigen Rock hervor: „Das gehört mir!“

Frizzi riß ihm das Beutelchen weg: „Halbpart!“ schrie er, so daß der Hund schlaftrunken die Augen öffnete. Nuto griff mit beiden Händen nach der festgeschlossenen Faust Frizzis und preßte sie. Frizzi ließ das Beutelchen fallen und rieb sich fluchend das Handgelenk: „Betrüger! 's ist kein Verlaß auf die Menschen!“

Nuto nahm aus dem Beutel einen Silberling und hielt ihn vor Frizzis Augen: „Ehrlich verdient ist er!“ Frizzi lachte höhnisch. „Die Magnificenz Lorenzos gab ihn mir in Careggi, als ich seinem Lieblingsstrappen Morello den wunden Knöchel geheilt hatte,“ fuhr Nuto fort.

Aus Frizzis feistem Gannergesicht sahen die Kleinen Augen voll begehlicher Andacht auf den Silberling: „Er selbst? Der Grobe?“ Nuto nickte. „Der Filz!“ jagte Frizzi und spuckte in den Sand: „Einen Silberling nur!“

„Ein Goldgulden war's, von dem ist aber nur der Silberling übrig!“

„Wirf ihn zu den Quattrini!“ schmeichelte Frizzi. „Nein. Ich halte ihn fest. Den letzten halte ich fest zum Andenken an ihn, an den großen Lorenzo,“ sagte Nuto und neigte den Kopf tief, als stände er vor dem Medicäer. Er ließ den Silberling wieder unter dem Rock verschwinden. „Der bringt mir Glück. Den gebe ich nicht her. Nimm Du drei Quattrini, ich nehme die zwei. Das ist doch gut Halbpart für Dich.“

Frizzi steckte drei Quattrini zu sich, Nuto nahm die beiden

anderen und erhob sich. „Also Du gehst dort hinüber?“ fragte Friazi.

„Zuerst nach Fiumalbo, dann nach Magliatina und Ventibegno.“
„Ich ziehe nach Albino, Piteccio und Vezzio, und in vier Tagen bin ich in Ventibegno. — Wirf doch den Silberling zu den Quattrini!“ bat Friazi noch einmal.

Nuto nickte ihm zu, ohne ihm Antwort zu geben, piffte dem Hund und ging davon. Friazi sah ihm nach, drohte mit seiner dicken Faust, als Nuto hinter einem Oelbaum verschwunden war: „Den Silberling vergesse ich Dir nicht!“ und grinste: „Du Narr, ich hätte nur zwei Quattrini in Napallo gefangen? Fünf sind's gewesen.“ Faul streckte er sich wieder in den Schatten. „Lauf Du nur hin und bettle Quattrini. Wir wollen sie schon teilen.“

Nuto trottete langsam den Weg hinauf, sah die weißen und roten Häuschen Albinos durch das Baumgrün schimmern und ging am Dorf vorbei. An der Wegkreuzung blieb er stehen. Da ging's hinab nach Fiumalbo, da hinauf nach Magliatina, dort hinunter nach Ventibegno. Mummo setzte sich und wartete geduldig, welchen Weg sein Herr wählte.

Nuto erwog: „Bis Fiumalbo sind's vier Miglien, bis Ventibegno drei, bis Magliatina fast fünf. In Fiumalbo ist die Pest, in Ventibegno war sie. Bis Magliatina ist's so weit. Weiß Du mich zurecht!“ Nuto nahm den Silberling: „Wappen bedeutet Ventibegno.“ Er warf die Münze: Die Kugeln der Medici lagen oben. Nuto wischte den Staub von dem Silberling, knotete das Beuteltchen über ihm zu und ging hinunter nach Ventibegno.

Obwohl er sich im lergen Schatten der Oelbäume und Maulbeerbäume hielt, stach ihn die Sonne wie mit heißen Nadeln, und seine Tropfen bildeten sich auf seiner Stirn und glitten über sein hageres, braunes Gesicht. Jetzt breiteten sich Weingärten zu beiden Seiten des Weges aus. Die roten und grünen Beerentrauben sahen feist und strohend von Saft unter dem Reblaub und Gerant hindurch. Nuto plagte der Durst, er bog vom Wege ab, kletterte über die niedrige Einzäunung und pflückte ein paar Hände voll Trauben. Mummo hielt Wache am Jaun. Die süßen Früchte halfen nicht viel gegen den Durst. Wasser gab's nicht ringsum. Nuto mußte sich bis Ventibegno gedulden.

Er machte große Schritte, so daß sein schäbiger Rock sich baushle. So hastig ging er, daß er nicht ein Loch im Boden sah. Er stürzte und stieß sich das linke Knie an einem Stein. Fluchend stand er auf, riß ein paar Grassbüschel aus, legte sie auf die abgeflürzte Stelle zur Kühlung, band einen Lappen darüber und ging langsam weiter. Bald mußte er sich ruhen, das Knie schmerzte, doch im Sonnenbrand konnte er nicht liegen bleiben. Weit konnte es auch nicht mehr bis Ventibegno sein. Er brach sich einen Nebenstod, fürzte ihn und schlich an ihm dahin. Jetzt sah er das Städtchen, verstreute weiße kleine Häuschen, schmale Gassen, enge Straßen, die graue Kirche, unweit von ihr das Dominikanerkloster und von einem festen Gemäuer umschlossen Garten und Kloster der Franziskaner.

„Wie wird's mir dort unten ergehen? Werden sie mich herausjagen wie in Napallo oder wird's Quattrini geben? Wird sich der Weg lohnen, Mummo? Der Hund wedelte mit der staubigen Nute und bellte heiser. „Armer Teufel, war ein schlechter Sommer für uns. Ich will die Madonna um Gnade bitten.“

Als hätte der schwarze Tod ganz Ventibegno gewürgt, so still lag das Städtchen, stumm die Gassen, schweigend im Sonnendunst die niedrigen Häuser. Wie ausgestorben waren sie und von Mensch und Tier verlassen.

Die Ruhe lähmte Nutos Schritte. „Wag ich's oder nicht?“ fragte er sich. „Du hast mich hergewiesen.“ Er klopfte auf den Silberling und schlich weiter. An den letzten Häuschen vorbei drückte er sich durch tote Gassen an die Kirche heran, warf noch einen forschenden Blick ringsum, drückte die Tür auf und schlüpfte hinein. Mummo drängte ihm nach; Nuto packte ihn, öffnete die Tür wieder ein wenig, schob den Fudel durch den Spalt und raunte ihm zu: „Such Dir Brot, Mummol!“

Nuto schloß die Tür sacht und suchte sich abseits ein Plätzchen zum Weilen und Ruhen. Voran stand eine Bank, darauf setzte er sich. Wie wohligh kühl war's hier in den grauen Wänden! Nuto vergaß ganz seinen Durst. Er lehnte den Stod an die Bank, stellte die leere Flasche neben sich und bat die Madonna um gnädigen Beistand; dann setzte er sich zurecht, er wollte nicht gleich wieder hinaus in den Sonnenbrand.

In der Kirche war's ganz still. Vor dem Altar hockten drei alte Weiber, den Kopf auf die Holzkrüstung gesenkt, in Gebet versunken oder in Schlaf. Wo ließ sich's auch besser als hier schlafen?

Müde glitten Nutos Augen durch die Kirche. Ueber dem Altar hing ein breites langes Bild, von verziertem Rahmen umschlossen. Vor ihm flammte in rotem Glase das ewige Licht. Der heilige Rochus war's, der gegen die Pest hilft. Von dunklem Grunde hob sich seine hagere Mannesgestalt ab und sein mageres Gesicht sah blaß unter den dunkeln Haaren hervor. Den Pilgersstab hielt der Heilige in der Hand. An seiner Seite lauerte ein Hund, ein Stück Brot in den Zähnen. Auf dem Weinschaden am linken Knie, den der Maler scharf markiert hatte, hasteten Nutos Augen am längsten. Hat sich auch durch sein Erdenleben quälen müssen, der heilige Rochus! dachte Nuto. Jetzt ist ihm freilich geholten!

Vom Rochusbild glitten Nutos Augen an den festen Säulen empor, die das Gemälde trugen, zu den schmalen, bunten Fenstern, durch die das Licht sich Bahn brach, dann sanken die Lider über seine

Augen. Inbess er so eine Stunde des sonnenheißen Tages verschlafen, erwachten die Weislein vor dem Altar aus dem Schlaf oder vom Gebet, richteten einen dankbaren Blick auf das Rochusbild und hoben sich aus der Bank.

Wie sie durchs Mittelschiff tappten und auf der Seitenbank dem Schläfer sahen, blieben sie stehen, betrachteten ihn neugierig und steckten die Köpfe zusammen.

„Der kommt von weit her, ganz bestaubt ist er!“ sagte die alte Saffira.

„Ein frommer Pilger ist's sicherlich,“ meinte die Rosana. Die Carlotta rief leise: „Einen Weinschaden hat er auch — da fehlt!“

„Gerade wie der heilige Rochus sieht er aus,“ sagte die Saffira. „So lang und mager!“ Die Augen der Weiber flogen zum Heiligenbild. „Bloß der Hund fehlt ihm,“ erklärte die Rosana, „der heilige Rochus hat immer den Hund bei sich.“

„Habt Ihr nicht gehört, was Fra Bartolomeo gepredigt hat? Daß der heilige Rochus zu denen kommt, die ihn um Hilfe gegen die Pest bitten,“ flüsterte die Carlotta.

„Und wenn er nun nach Ventibegno gekommen wäre?“ fragte die Saffira. „Haben wir nicht Tag und Nacht gebetet?“

„Aber der Hund fehlt ihm. Nein — der heilige Rochus ist's nicht,“ beharrte Rosana.

(Schluß folgt.)

Die Beförderungsmittel der Polarexpeditionen.

Die Mittel, die zur Befiegung der ungeheuren Schwierigkeiten bei Polarreisen angewandt werden, haben sich seit dem letzten Jahrzehnt wesentlich geändert. Im Nordpolargebiet sind freilich die Eskimohunde bisher die Triebkraft gelieben, deren sich alle Reisenden, auch Peary, zur Beförderung des Proviant's und anderer Lasten, nach Möglichkeit auch der Menschen, bedienten. Auf dem großen Feld um den Südpol aber, auf dem in den nächsten Jahren eine neue Schlacht heißen Wettbewerbs zur Entscheidung gelangen wird, haben die Erfahrungen der letzten großen Reisen ganz neue Motive aufgebracht. Am Vorabend der Abreise der neuen deutschen Südpolarexpedition ist es wohl angebracht, auf diesen hochwichtigen Punkt der Beförderungsmittel, die für ein solches Unternehmen zur Verfügung stehen, einen überschauenden Blick zu werfen. Ehe man überhaupt zur ihrer Benutzung gelangt, handelt es sich darum, zu Schiff möglichst weit gegen den Pol hin vorzudringen, aber doch so, daß der Rückweg nicht abgeschnitten ist. Dazu gehört selbstverständlich ein Fahrzeug von ganz besonderer Bauart und Stärke, und wer sich dessen entkniht, wie sorgfältig seinerzeit Ransen den Bau seiner „Fram“ vorbereitete und überwachte, hat einen Begriff davon, daß damit bereits über Erfolg und Mißerfolg einer Polarexpedition zum guten Teil entschieden wird. Auch Peary hatte dem Bau des Schiffes für seine letzte Expedition die schärfste Aufmerksamkeit gewidmet und hat ihm zweifellos wenigstens die Vorbereitung seines siegreichen Zuges zu verdanken gehabt.

Die Polarschiffe sind fast immer klein. Das von Peary war nur 75 Meter lang und noch nicht 10 Meter breit, übrigens als Dreimaster getakelt, aber auch mit einer Verbundmaschine mit 1400 Pferdestärken ausgerüstet. Die Schiffsschraube war so eingerichtet, daß zwei ihrer Flügel abgenommen werden konnten, weil man früher die Beobachtung gemacht hatte, daß zweiflügelige Schrauben beim Vordringen im Eis bessere Dienste leisten. Der Rumpf bestand aus Eichenholz, die Rippen aus Eichen- oder hartem Nichtenholz, der Kiel war 41 Zentimeter stark, der Rumpf über der Wasserlinie mit einer besonderen Holzlage von 8 Zentimetern verstärkt und außerdem noch mit Dampffesselplatten belegt. Die berühmte „Discovery“ der englischen Südpolarexpedition von Kapitän Scott hatte nur eine Maschine von 450 Pferdestärken, die Schiffsschraube war von vornherein nur zweiflügelig angenommen worden und so angebracht, daß sie mit wenigen Handhaben bis zum Deck des Schiffes hinaufgezogen werden konnte. Ebenso konnte das Steuerruder leicht eingezogen werden, um es vor dem Eis zu schützen oder auch nötigenfalls durch ein neues zu ersetzen. Bei dem zweiten englischen Südpolarschiff, der „Terra Nova“, hatte der Rumpf durch Einfügung von Stahlstücken in eine außerordentlich dicke Masse von Eichenholz eine ungewöhnliche Stärke erhalten. All diese Erfahrungen sind selbstverständlich bei den Vorbereitungen der neuen Expeditionen, auch der deutschen, verwertet worden. So viel aber auch davon abhängt, bleibt doch die Leistung des Schiffes nur die Dwertüre und der Epilog einer Polarexpedition.

Was die Reisenden auf dem Polarland selbst erreichen, muß durch andere Mittel gewonnen werden. Zum mindesten für das Südpolargebiet läßt sich nichts anderes erwarten. Während der Nordpol selbst im Meer zu liegen scheint, und es daher nicht als ausgeschlossen gelten kann, daß er irgendwann einmal mit einem Schiff besucht werden könnte, kommt ein solches Ereignis für die Erforschung des Südpols nicht in Frage. Selbst wenn das große antarctische Festland nicht einheitlich ist, sondern durch einen Meeresarm geteilt wird, ist es doch als sicher anzunehmen, daß der Südpol selbst auf diesem Festland, und zwar in beträchtlicher Höhe über dem Meerespiegel, gelegen ist. Da das Südpolarland un-

Gewohnt ist, gibt es dort auch keine Hunde, die an den Aufenthalt schon gewöhnt wären, und man hat sie früher weit her aus Sibirien oder Grönland herzu schaffen müssen. Shackleton machte dann als erster den Versuch, statt dieser Vierfüßler Pferde zu verwenden, und zwar Ponys aus der Mandchurie, aber die von ihm gemachten Erfahrungen sind nicht unbedingt günstig ausgefallen. Als Ideal mußte den Polarreisenden die Möglichkeit vorschweben, sich eines mechanischen Beförderungsmittels bedienen zu können. Abgesehen von der Sterblichkeit, der die Zugtiere in dem aufreisenden Polarlima anheimfallen, erfordern sie die Mitnahme großer Mengen von Nahrungsmitteln und tragen somit erheblich zur Vermehrung der Lasten bei.

Nach dem ungeheuren Aufschwung des Automobilismus konnte es nur eine Frage verhältnismäßig kurzer Zeit sein, daß der Kraftwagen in irgendeiner geeigneten Form auch für Polar-Expeditionen dienstbar gemacht werden würde. Der Herstellung von Automobilschlitten, an die dabei zunächst gedacht werden mußte, stellten sich aber unerwartete Hindernisse entgegen. Charcot, der französische Südpolarreisende, hatte bei seinen ersten Versuchen mit der Anwendung von Automobilschlitten keine besonders günstigen Ergebnisse erzielt. Mittlerweile sind die Arbeiten in dieser Richtung unermüßlich fortgeschritten und haben nun dazu geführt, ganz neue Modelle solcher Fahrzeuge für die Polarexpedition zur Verfügung zu stellen. Zunächst hatte man sich darüber zu entscheiden, ob man sie zum Tragen der Lasten selbst oder als Zugmittel für gewöhnliche Schlitten benutzen wollte, und ist zu dem Schluß gelangt, das zweite für das bessere zu halten. Das Automobil braucht so nicht eine zu große und schwerfällige Bauart zu erhalten und kann doch einen kräftigen Motor aufnehmen. Selbst bei hoher Steigerung der Schwierigkeiten gewährt es dann die Aussicht, wenigstens mit einigen oder schließlich nur mit einem Anhängeschlitten bis zum gewünschten Ziel zu gelangen. Mit großer Spannung darf man den Erfahrungen entgegensehen, die mit solchen Gefährten bei den in der Ausreise begriffenen Südpolar-Expeditionen zutage treten werden. Von diesen neuen Automobilschlitten, die für die neue Expedition Scott gebaut worden sind und auch rein technisch Interesse verdienen, gibt Professor Veslet in „Cosmos“ eine eingehende Schilderung. Vorn und hinten sind an diesem Schlitten je zwei Räder befestigt, über deren Zähne eine Kette ohne Ende eingreift und je ein Vorder- und ein Hinterrad miteinander verbindet. Die Glieder der Kette sind mit starken Röhren ausgestattet, die in die vereiste Oberfläche eingreifen sollen. Innerhalb der Ketten befinden sich dann die eigentlichen Schlitten-Lufen, die auf dem Eis dahingleiten. Der obere Teil besteht aus einem Rahmen von Holz, der mit besonderer Rücksicht auf Elastizität ausgewählt ist. Auf der Unterseite ist dieser Oberbau, der den Motor, den Sitz des Führers und den Behälter zur Speisung des Motors trägt, mit einer besonders glatten Fläche gegen Reibung oder Stöße von unten her geschützt. Der Motor entwickelt 12 Pferdestärken und hat 4 Zylinder. Besonderer Bedacht ist natürlich darauf genommen worden, daß der flüchtige Brennstoff nicht gefrieren kann. Bei den Versuchen, die mit solchen Schlitten in vereisten Gebieten von Nordeuropa gemacht worden sind, hat sich ihre Gebrauchsfähigkeit herausgestellt, die durch die Vornahme einiger Verbesserungen noch erhöht worden ist. Ob sie nun aber wirklich den Verhältnissen auf dem südpolaren Inlandeis gewachsen sein werden, kann nur die Erfahrung lehren.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Wie man Entfernungen und Gewichte schätzen lernt. Mit Recht haben die Kritiker des modernen UnterrichtsweSENS immer wieder darüber Klage geführt, daß unser ErziehungsweSEN zu sehr darin gipfelt, den Geist unserer Kinder mechanisch mit Kenntnissen, Daten, Zahlen und Begriffen anzufüllen, ohne dabei durch praktische Anschaulichkeit den entstehenden Vorstellungen fester umgrenzte Umrisse zu geben. Der bekannte amerikanische Pädagoge William Fuller hat in Chicago forschend ein fesselndes Werk über das moderne SchulweSEN veröffentlicht und weist dabei auf eine Lücke in unserem Unterrichtsplan hin, die für die Kinder und später für die Erwachsenen von einschneidender Bedeutung werden kann. Fuller will in den Schulen praktische Übungen im Abschätzen von Entfernungen und Gewichten eingeführt sehen, um Blick und Urteil der Kinder zur eigenen Beobachtung anzuregen. „Wie traurig die Tatsache auch ist, alle Kenner der Schulverhältnisse müssen zugeben, daß der Durchschnitt der Schüler so gut wie gar keine Fähigkeit besitzt, einfache Entfernungen oder Gewichte abzuschätzen. Wie oft tritt im täglichen Leben die Notwendigkeit an uns heran, eine Distanz oder ein Gewicht zu beurteilen, überall in Büchern und Zeitungen wird von Metern, Kilometern, Meilen, von Milligrammen und Zentnern gesprochen, ohne daß die Mehrzahl der Menschen sich eine wirklich anschauliche Vorstellung von der Bedeutung dieser Maße macht.“ Denn damit, daß man weiß, ein Kilometer hat 1000 Meter oder ein Milligramm 1000 Gramm, ist für die geistige Aneignung der Vorstellung so gut wie nichts getan. Fuller hat in seiner Lehranstalt probeweise Versuche im Entfernungs-schätzen angestellt, und die Ergebnisse waren im Anfang trübsal-

schlecht. Bei einer Diskussion über die Entfernung eines benachbarten Gebäudes zeigte sich, daß die Mehrzahl der Schüler keinen Begriff davon hatte, wie groß eine Entfernung von 100 Meter eigentlich ist. Diese Beobachtung veranlaßte den Pädagogen, in seiner Anstalt in Schulhöfe gewisse Distanzen abstecken zu lassen, um so den Schülern Distanzvorstellungen zu vermitteln. Bereits nach kurzer Zeit machten sich die Früchte dieser einfachen Anweisung geltend und bei späteren Schätzungen waren die Resultate so günstig, daß Fuller diesen Anschauungsunterricht im Entfernungs-schätzen beibehalten hat. Er beginnt in der Regel damit, an die Schüler Fragen über die Dimensionen des Klassenzimmers zu stellen, Höhe, Breite und Tiefe werden geschätzt, und so lernen es die Schüler, mit sonst tot in ihrem Geiste aufgestapelten Maßeinheiten lebendige Begriffe zu verbinden. In ähnlicher Weise wurde dann der Anschauungsunterricht auf Gewichte ausgedehnt und führte auch hier in kurzer Zeit von beschämender Unsicherheit der Vorstellungen zu festen klaren Begriffen. Der Nutzen einer solchen praktischen Erziehung des Augenmaßes und des praktischen Urteilsvermögens liegt auf der Hand, und das Beispiel des bewährten amerikanischen Pädagogen birgt vielleicht auch für unsere Schulautoritäten eine fruchtbare Anregung.

Aus dem Pflanzenreich.

Bäume ohne Blätter. Innerhalb des zweiten Bereiches der Pflanzenwelt gibt es, wie jeder weiß, auch zahlreiche Gewächse, die weder Blumen noch Blätter hervorbringen. Durchaus ungewöhnlich aber sind die blätterlosen Pflanzen, die im Westen der Insel Madagaskar innerhalb sehr trockener Gebiete die ganze Landschaft beherrschen. Diese Zone erstreckt sich fast durch die ganze Länge der großen Insel, die bekanntlich das Deutsche Reich an Flächenausdehnung übertrifft, ist aber in ihrem südlichen Teil besonders ausgeprägt. Die dort wachsenden Bäume gewähren einen höchst merkwürdigen Anblick, da sie nur aus einem diebständigen Stamm und einigen gleichfalls eigentümlich aufgeschwollenen Zweigen bestehen und jedes Laubschmuckes entbehren, an dessen Stelle sich höchstens zahlreiche Dornen vorfinden. Selbstverständlich sind es die ungewöhnlichen klimatischen Verhältnisse, die zur Entwicklung dieser einzigartigen Vegetation geführt haben. Wegen der Seltenheit des Regens sind die Pflanzen darauf angewiesen, die ihnen gelegentlich aufkommende Feuchtigkeit aufzuspeichern und möglichst lange festzuhalten. Infolgedessen haben sie Stamm und Zweige als Wasserbehälter entwickelt und allen übrigen Organen entzogen. Die genauere Erforschung, die von den Franzosen in Madagaskar eingeleitet worden ist, hat sich auch diesen Pflanzen zugewandt und bisher etwa 20 verschiedene Arten kennen gelernt. Was die Reisenden in Madagaskar davon heimgebracht haben, ist nunmehr von den beiden Botanikern Jumelle und De La Vathie untersucht worden. Diese blätterlosen Pflanzen gehören sämtlich zu der Familie der Asclepiadaceen und innerhalb dieser wieder zu der Gruppe des Hundswürgers oder Schwalbenturz (Cynanohum), der in Südeuropa heimisch ist. Der Blüten entbehren sie übrigens nicht und manche von ihnen treiben sogar solche von sehr starkem und angenehmem Geruch, der dem einer Rose gleicht.

Mineralogisches.

Der Nephrit. Wer die Sammlungen des Berliner Museums für Völkerkunde aufmerksam durchwandert, wird in den verschiedensten Abteilungen, sowohl in den prähistorischen als auch in den ethnologischen Sälen, auf eine ganze Menge von Gerätschaften stoßen, die alle aus einem eigentümlichen, meist grünlichem Gestein, dem Nephrit, verfertigt sind. In den Bodenseepfahlbauten der jüngeren Steinzeit hat man ihn besonders zu kleinen Weilen verarbeitet gefunden. Neuseeländer und Südseeinsulaner verwenden ihn noch heute zu Waffen und Werkzeugen, und in China war seine technische Bedeutung für die Gegenwart so groß, daß die Kaiser zum Teil auf seine Ausbeutung ein Monopol hatten. Da bis vor ganz kurzer Zeit nur ein Gebiet als Fundort bekannt war, nämlich Ostturkestan, das die Brüder Salmagintweit zum erstenmal durchforscht hatten, vermutete man anfangs ein einheitliches Ursprungsgebiet des ganzen in den verschiedenen Ländern verwandten Nephrits, von dem aus eine Menge der eigenartigsten Handelswege nach allen Himmelsrichtungen konstruiert wurden. Diese Annahme hat sich als falsch erwiesen, seitdem man eine Anzahl weiterer Fundorte entdeckte und die Entstehung des merkwürdigen Gesteins erforschte. In Mitteleuropa wurde es u. a. gefunden in den Serpentinsteinschichten von Jordansmühl in Schlesien und vor allem in den liguistischen Alpen bei Sestri Levante am Monte Bianco und Domenico. Der Nephrit ist ein bei der Gebirgsbildung durch Umwandlung entstandenes stahhartes Gestein; seine grüne Farbe rührt von einer bestimmten Eisenverbindung her. Ursprünglich bildete er sich aus einer Art von Serpentin- oder Sabbrogestein, das auf der Erde sehr stark verbreitet ist; bei der Aufkaltung der Gebirge wurde dieses an einigen dem Druck besonders ausgeprägten Stellen so sehr zusammengedrückt und dadurch in seiner inneren Struktur dermaßen verändert, daß der eigenartig hornartige, feinfaserige Nephrit durch eine filzige Verwebung der einzelnen Bestandteile erzeugt wurde. Damit ist ohne weiteres die theoretische Möglichkeit seines Vorkommens in allen Faltengebirge unserer Erde gegeben.